

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 31 (2018)
Heft: 6-7

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

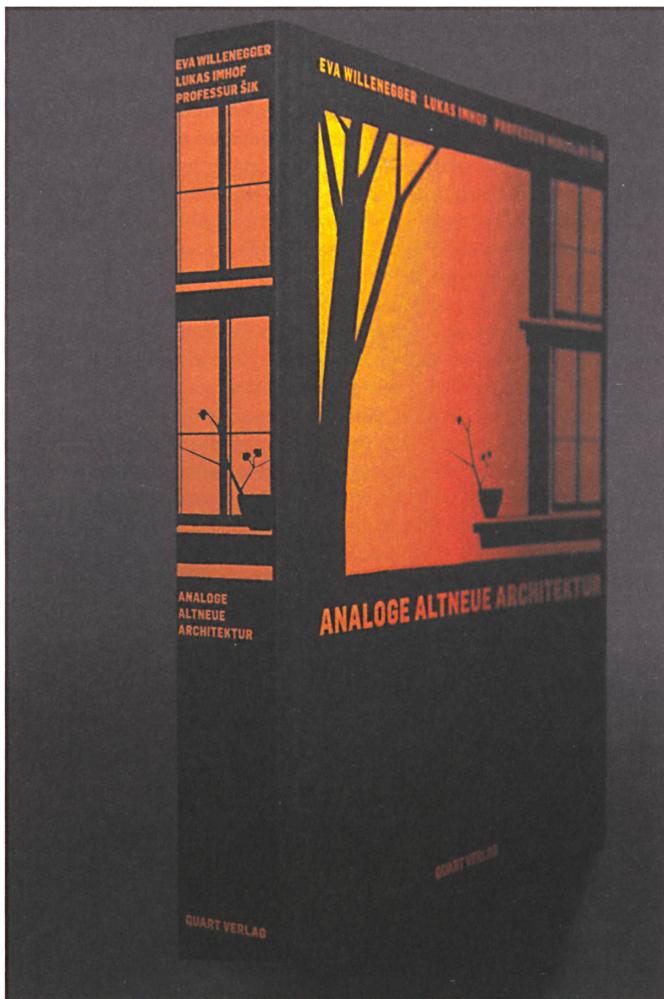
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Rückblick auf den Mythos: sechzig Semester Miroslav Šik an der ETH Zürich.



Im Innern: Historie, Erinnerungen und ganz viele Bilder.

Pathos und Praxis

Referenzen allerorten. Auch Bücher kommen nicht mehr ohne aus. Das schwarz-goldene Cover? Erinnert natürlich an die «Schwarze Kasette», die einst die Werke der «Analogen Architektur» zusammenfasste. Das neue Werk heisst «Analoge Altneue Architektur». Aus Anlass der Emeritierung des ETH-Professors Miroslav Šik blickt es zurück auf dessen unglaublich lange Lehre. Ohne diese dreissig Jahre gäbe es die Hegemonie der Referenz in der heutigen Deutschschweizer Architektur nicht.

Neues zu dieser Lehre erfährt man wenig, denn eigentlich war schon alles zu lesen über diese schwarz gekleideten, spitzbeschuhten, eingeschwoenen und unerbittlichen Seelenmaler, die sich am Lehrstuhl von Fabio Reinhard scharfen und ab 1983 den Rest der ETH mit ihren düsteren Ölkreidegemälden verstörten. Oberassistent Šik stählte diesen Haufen zur Meisterklasse. Ein Mythos, den dieser von Anfang an selbst formte, mit Wettbewerbsbeiträgen, Ausstellungen und in der Presse. Auch das junge Hochparterre machte mit: Auf einer Titelseite Anfang der Neunziger kniete der «wertkonservative Rebell» Šik im Morgendunst unter einer Limmatbrücke. Im Nebel werden Legenden geboren.

Co-Autor Lukas Imhof bemüht sich redlich, diesen Nebel zu lichten. Bildreich erzählt er die Lehr-Saga seines Ex-Professors. Von der «Phase der Wirren» über die Entdeckung von Regionalismus und Peripherie bis zur Rückkehr Šiks an die ETH 1999 und darüber hinaus. «Altneue Baukunst» nannte der Professor nun seine ordentliche Suche nach Ensemble, Milieu, «Midcomfort». Die rebellische Attitüde von damals sei einer kohärenten Methodik gewichen, schreibt Imhof, das Pathos dem Praxisbezug. Drum sind die Erinnerungen einiger «Analoger» ein paar Seiten später auch lustvoller zu lesen als diejenigen der altneuen Ehemaligen. Im dicken Anhang: alle sechzig Semester mit Aufgaben, Studierende, Assistierende, sogar die Gastkritiker und Diplombeurteilungstexte. Eine Anleitung beschreibt, wie man ein «analoges» Bild malt. Das Zentrum aber bildet ein üppiger Katalog der Studentearbeiten. Bilder von früher und heute. Bilder zum Schwelgen.

Warum genau wurde Šik vom bissigen Revoluzzer zum geläuterten Reformator mit Bildungsauftrag? Diese Widersprüche zwischen Analog und Altneu verreibt das Buch wie die «Analogen» ihre Ölkreiden. Präzise Kritik kann es nicht leisten, denn es ist ein Innenblick. Aber ein grossartiger. Axel Simon, Fotos: Guillaume Musset

Analoge Altneue Architektur

Herausgeber: Professur Miroslav Šik, ETH Zürich
 Konzept und Redaktion: Eva Willenegger, Miroslav Šik
 Haupttext: Lukas Imhof
 Gestaltung und Satz: Carla Gartmann, Chur
 Verlag: Quart Verlag, Luzern
 Format: 21×28 cm, 475 Seiten, Hardcover, fadengeheftet
 Preis: Fr. 128.– bei hochparterre-buecher.ch



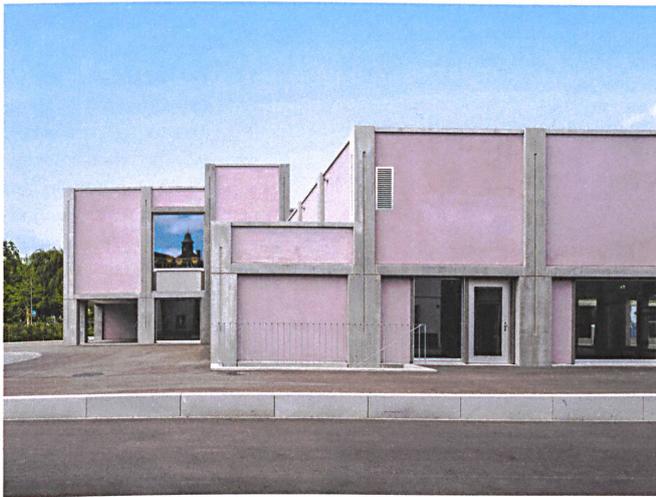
Der Neubau in Rapperswil schliesst direkt an die bestehende Schule an.



Der Kunststein am Boden ist vom Bestand inspiriert.



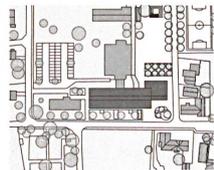
Situation



Die Erweiterung in Hunzenschwil spinnt das Betonethema vom Altbau weiter.



Die Betonelemente prägen den Raum.



Situation

Zwei Fortsetzungen

Die Gemeinden Rapperswil, Hunzenschwil und Schafisheim im Kanton Aargau gehören zum gleichen Kreisschulverband. Zentralisieren aber will die Bevölkerung die Bildung partout nicht, weshalb jede Gemeinde ihre Schule separat erweitert. Zwei der drei Wettbewerbe gewannen Schmid Schärer Architekten (siehe Seite 16, beide Male mit Entwürfen, die sie stark aus dem Kontext geschält haben. In Rapperswil galt es, die Primarschule zu vergrössern. Der Bestand ist wild gemischt. Neben der Pavillonschule aus den Vierzigerjahren steht ein Neubau aus den Achtzigern mit postmodernem Einschlag, der in den Neunzigerjahren aufgestockt wurde. «Der Bestand ist nicht unbedingt schön», sagt der Architekt Patrick Schmid. «Trotzdem haben wir versucht, auf die Architektur einzugehen und eine Sprache zu entwickeln, die verwandt ist.» Den Architekten gelingt es, trotz disparater Ausgangslage eine neue Gesamtfigur zu finden. Der L-förmige Neubau holt die Schule an die Dorfstrasse, die verkehrsberuhigt wurde. Er schliesst direkt am Altbau an und bildet einen Hof, an dem die Flure liegen. Die Fassade verbindet modernistische Bandfenster mit Putz, Horizontalstreifen und Schrägdach. Eine Stütze an der Ecke zwingt jenen gegenüber aus den Achtzigerjahren zu.

Auch im Inneren haben die Architekten vom Bestand gelernt. Am Boden liegt Kunststein wie im Altbau, nur etwas heller. Die Deckenfelder sind gerahmt. In den Klassenzimmern verlegten die Architekten auf Wunsch der Schulleitung den gleichen Spannteppich wie im Altbau. An der Nahtstelle im Obergeschoss stossen drei Epochen und drei Niveaus aneinander. Der Flur verbindet sie auf unaufgeregte Weise über ein paar Stufen und eine Bank, ganz im Sinne des Konzepts des Weiterführens.

Die Schule in Hunzenschwil stammt aus den Sechzigerjahren, ein markanter Betonbau in der Tradition der Solothurner Schule. Der Neubau mit Gemeindegaststätte für die Oberstufe daneben fasst den Pausenplatz und nimmt das Thema auf. Er ist aus vorfabrizierten Betonelementen konstruiert: Brise-Soleil, Stützen, Rippendecken. Die Füllungen zwischen dem Skelett sind aus Backstein, der erdbebenfest gemauert wurde – ein Novum. Die durchgehenden Fugen verlaufen deshalb vertikal statt horizontal. Die übrigen Materialien sind ebenfalls direkt: geschlämmte Mauern, Porphyrstein, Eichenrahmen. Auch dieser Weiterbau überzeugt. Einzig die Passerelle, die Neu- und Altbau verbindet, verunklärt die Situation. Dabei wird sie nur vom Hauswart benutzt. Andres Herzog, Fotos: Roman Keller

Erweiterung zweier Schulen, 2017

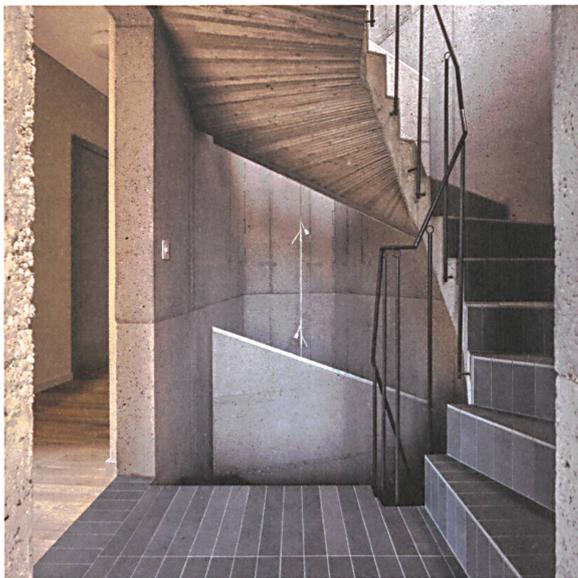
Bauherrschaft: Einwohnergemeinden Hunzenschwil und Rapperswil AG

Architektur und Generalplanung: Schmid Schärer, Zürich

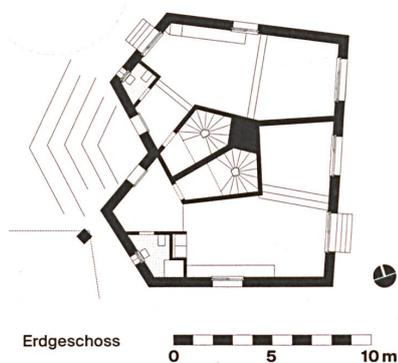
Bauingenieure Hunzenschwil: Ferrari Gartmann, Chur

Bausumme Hunzenschwil: Fr. 12,4 Mio.

Bausumme Rapperswil: Fr. 13,9 Mio.



Höhlenartig: einer von zwei Treppenkernen aus rohem Beton.



Die beiden Köpfe an der Zufahrt des Wohnhauses an der Lerchenstrasse in Basel.

Siamesisches Haus

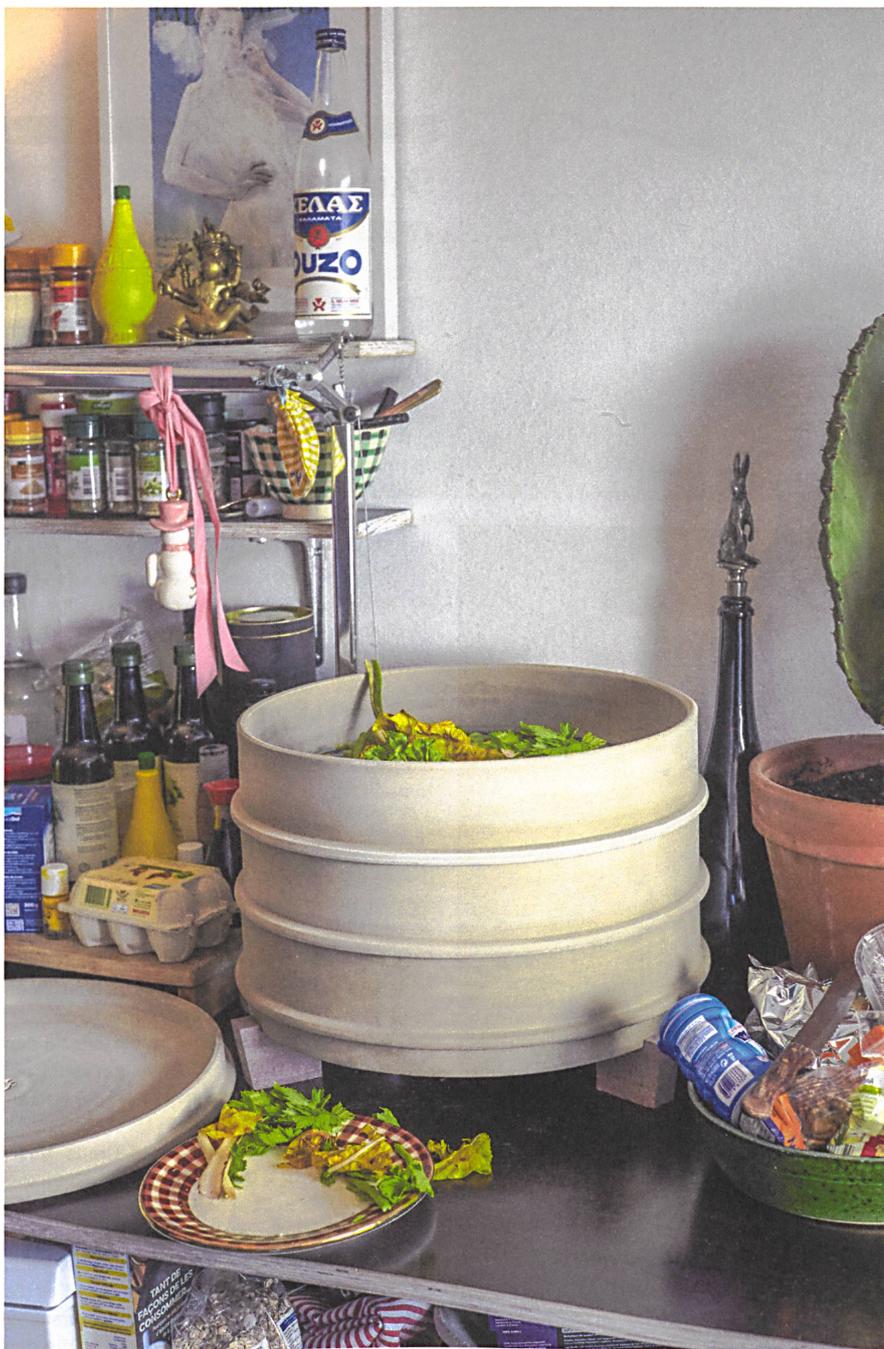
Herrschaftliche Wohnhäuser, kurvenreiche Strassen und grosszügige Gartenanlagen prägen das Basler Bruderholz. Ein Mehrfamilienhaus an der Lerchenstrasse zeugt von der Verdichtung dieses Quartiers seit den Achtzigerjahren. Auf Wunsch ihrer Bauherrin ersetzten Buol & Zünd einen Bungalow mit einem dreigeschossigen Baukörper, der zwei Maisonettes und eine Einliegerwohnung enthält. Statt eines symmetrischen Doppelfamilienhauses entwickelten die Architekten ein mehrdeutiges Gebäude, einen siamesischen Zwilling: An der nordwestlichen Zufahrt bildet das Haus zwei Köpfe aus, auf der Gartenseite, am Hang zur Wolfsschlucht, verschmelzen die beiden Einheiten zu einem gemeinsamen Rumpf.

Auch die inneren Organe teilen sich die beiden Hauptwohnungen. Als gemeinsames Herz fungiert ein fünfeckiger Treppenkern mit zwei Wendeltreppen. Im erhöhten Eingangsgeschoss liegen beidseitig davon jeweils Entrée, Küche und Wohnzimmer. Im oberen Geschoss schmiegen sich die Schlafräume um den Kern.

Dornach und das Goetheanum sind nicht weit, eine geistige Verwandtschaft ist im gefalteten Baukörper spürbar. Der rechte Winkel ist verbannt, die Räume orientieren sich ganz zum üppigen Garten. Auch Konstruktion und Materialisierung unterstützen die organische Erscheinung. Im über fünfzig Zentimeter dicken Einsteinauermauerwerk manifestiert sich der ursprüngliche Wunsch, das Gebäude aus Lehm zu bauen. Dank des weisslichen Verputzes mit grünem Steinerschlag fügt es sich in den alten Baumbestand der Umgebung. Rauchgrün gestrichene Holzfenster verbinden die Öffnungen von Erd- und Obergeschoss. Sie durchstossen den Dachrand aus Beton und konterkarieren mit ihren auskragenden Abdeckungen die monolithische Schwere der Fassade. Die Nähe zur Natur ist auch in der inneren Gestaltung spürbar: Platten aus Steinzeug, naturfarbener Lehmputz und das Treppenhaus aus rohem Beton verleihen dem Haus eine höhlenartige Anmutung.

Die verschiedenen Parteien im Haus teilen sich die grosse Dachterrasse und den Garten, der ganz ohne Hecken und Zaun auskommt. Das Innere gewährt im Gegenzug ausreichend Privatheit und das Wohngefühl eines grosszügigen Einfamilienhauses. Die Architekten schufen mit ihrem harmonisch in die städtische Landschaft eingefügten Zwillingsbau eine zeitgemässe, verdichtete Wohnform, die auch den gehobeneren Ansprüchen am Basler Villenhügel gerecht wird. Evelyn Steiner, Fotos: Philip Heckhausen

Wohnhaus Lerchenstrasse
 Lerchenstrasse 91, Basel
 Bauherrschaft: Daniela Bernardi, Bernardi – Keramik am Bau, Basel
 Architektur: Buol & Zünd, Basel
 Auftragsart: Direktauftrag
 Bauleitung: Srdjan Zlokapa, Daniela Bernardi
 Gesamtbaukosten (BKP 1–9): Fr. 1,8 Mio.
 Baukosten (BKP 2/m³): Fr. 1092



Aus den Resten wird Kompost, und zwar in der Küche. Dabei helfen bis zu 1500 Würmer, die im «Wormup Home» leben.

Daheim kompostieren

Sie sind klein, jedoch emsig am Werk: Bis zu 1500 Würmer schaffen im Tonzylinder wöchentlich mehr als ein Kilogramm organische Abfälle weg. Küchenreste werden so zu Humus für die Pflanzen auf Balkon, Terrasse oder im Garten. Neu ist das nicht, denn Wurmkompostierer gehören zum Repertoire der engagierten Gärtnerin. Der Unterschied: «Wormup Home» ist für den Hausgebrauch gedacht. Statt die Reste in den Kehrriech zu werfen, wandern sie in den Zylinder. Was dann passiert, ist eine Teamarbeit von Mikroorganismen und Würmern: Während Erstere damit beginnen, die organischen Abfälle zu zersetzen, laben sich die Würmer an ihnen. So bleibt das zweifelhafte Geruchserlebnis aus. Auch der sogenannte Wurmtee, den es sonst immer wieder abzulassen gilt, bleibt bei diesem Konzept aus. Das Kompostieren wird einfacher, ist wohnungstauglich und findet an der Quelle statt.

Genau das war die Absicht der vier Wormup-Gründer, die ihren Idealismus seit 2014, als die Idee zu einem kruden Funktionsprototypen wurde, bis heute erhalten haben. Letztes Jahr kam «Wormup Home» auf dem Markt und erfreut sich stetiger Nachfrage, auch wenn man von einer Massenfertigung noch weit entfernt ist.

Mit einem Durchmesser von vierzig Zentimetern passt der bis ins Detail durchgestaltete Kompostierer gut ins heimische Ambiente. «Der knapp bemessene Wohnraum war der limitierende Faktor», sagt Luiz Schumacher, einer der Gründer, von Haus aus Industrial Designer. Neben der Zylinderform sind auch die umlaufenden Kanten eher funktional als ästhetisch motiviert: Sie dienen als Tropfnasen, wenn der Kompostierer auf dem Balkon beregnet wird. Zugleich gliedern sie den Turm. Ton war das Material der Wahl, weil es natürlichen Ursprungs ist und das Klima im Inneren puffert. Produziert wird in Deutschland, weil sich dort ein Partner fand, der die geforderte Präzision gewährleistet. Boden, Deckel und die drei Ringelemente dazwischen müssen exakt passen.

Inzwischen steht mit «Wormup Scale» eine rechteckige Variante bereit, die sich modular dem Bedarf eines ganzen Hauses oder Quartiers anpasst. Hier wandern die Würmer nicht nach oben, sondern horizontal von der linken zur rechten Kammer – und bleiben auch nach der Humusernte drin. Armin Scharf, Foto: Claude Gasser

Kompostierer «Wormup Home»

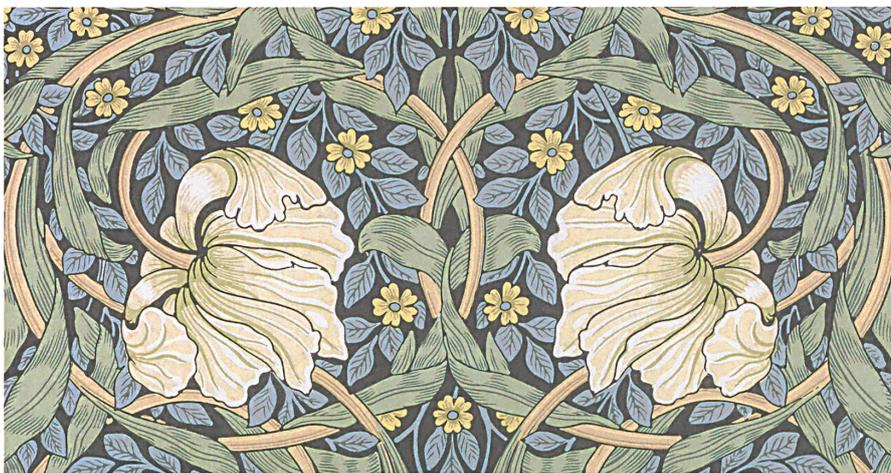
Design: Luiz Schumacher und Erich Fässler

Produzent: Wormup, Zürich

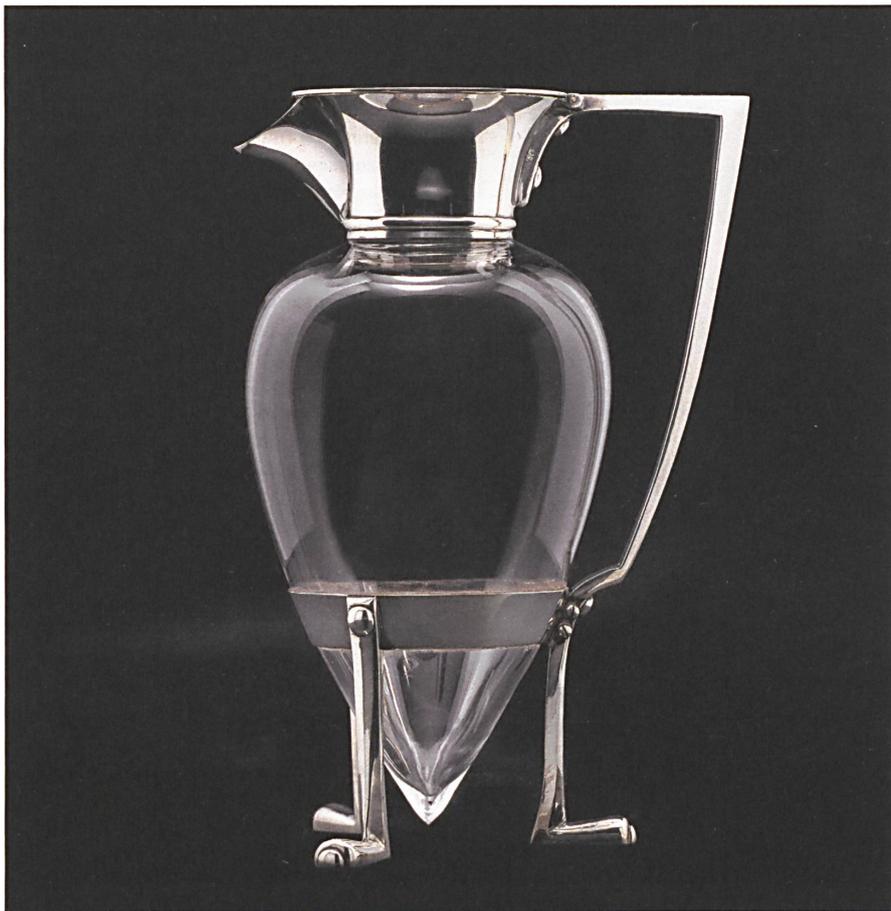
Material: Ton

Preis: um Fr. 300.–

Bezug: www.wormup.ch



Ausschnitt aus William Morris' Wandtapete «Pimpernel», 1876. Museum für Gestaltung Zürich.



Christopher Dresser, Karaffe aus versilbertem Metall und Glas, 1879. Oscar Graf Gallery.



Ausschnitt aus Arthur Martins Dekorstoff aus Seide im Stil der Renaissance, 1877. Musée des Tissus, Lyon.

Stil gesucht für neue Erfindungen

Im Erweiterungsbau des Zürcher Landesmuseums ist die Ausstellung «Auf der Suche nach dem Stil» am falschen Ort. Zeigt sie doch, was sich in der Gull'schen Architektur niedergeschlagen hat: die Stil-Besessenheit, die die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts umgetrieben hat. In fünf grossen Kapiteln – von Architektur zu Technik, von Kunst zu Handwerk und Textilien – wird an ausgewählten Beispielen gezeigt, was diese Suche angetrieben hatte. Doch eine einheitliche Definition, was Stil ist, sucht man vergebens.

Wie auch, war doch die Epoche zwischen der ersten Weltausstellung 1851 in London und derjenigen in Paris 1900 herausgefordert wie wohl kaum eine davor: Es galt, den grundstürzenden technischen Erfindungen eine Gestalt zu geben. Eine, die nicht nur nützlich sei, sondern auch schön – und für viele erschwinglich, denn die Logik der industriellen Produktion brauchte den Absatz. Und erreichte damit auch, dass sich die Klassen annäherten, zumindest in ihrem Stilempfinden. Die Formen wurden popularisiert, die einst dem Adel oder dem Grossbürgertum vorbehalten waren. Die Elektrifizierung ab den 1880er-Jahren brachte den Fortschritt in die Häuser und Wohnungen – die Glühbirne, das Bügeleisen, den Aufzug, bald das Telefon. Doch woran sollten sich die Formen orientieren? An den Vorgängern wie der Kutsche, die Pate für den dreirädrigen Benz Patent-Motorwagen stand, der 1886 seine erste Ausfahrt hatte? An der Kerzenflamme, wie für die Glühbirne?

Das Handwerk bot den Arts-&-Crafts-Apologeten auch formale Orientierung. Und die Stilvielfalt, aus früheren Epochen und fernen Kulturen destilliert, setzt die Moderne ins Unrecht. Denn sie zeigt, dass die Form nicht nur aus der Ratio der Maschine destilliert werden muss, wie es die Funktionalisten behaupten sollten. Gebrauchsfähig war vieles, was in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts produziert wurde. Nur noch nicht so ergonomisch durchgestaltet, wie der Blick auf Fahrräder oder auf eine Ganzkörperdusche zeigt, die an eine Foltermaschine erinnert. Meret Ernst

Auf der Suche nach dem Stil
Ausstellung im Landesmuseum Zürich, bis 15. Juli
Kuratorium: Andreas Spillmann und
Regula Moser (Projektleitung)
Szenografie und Ausstellungsgrafik:
Uwe Brückner, Stuttgart
Plakat: Roli Hofer, Zürich
Publikation zur Ausstellung: Auf der Suche nach
dem Stil. 1850–1900. Schweiz. Nationalmuseum (Hg.).
Scheidegger & Spiess, Zürich 2018.



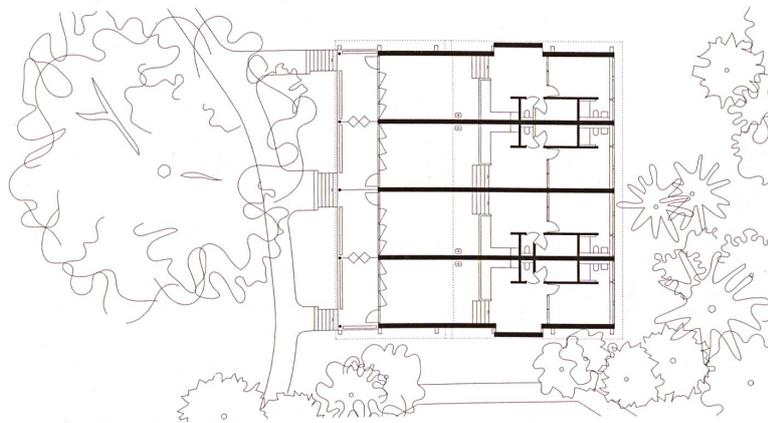
Ein Zentrum, das keine Mitte beansprucht: Atelierhaus in Wald ZH.



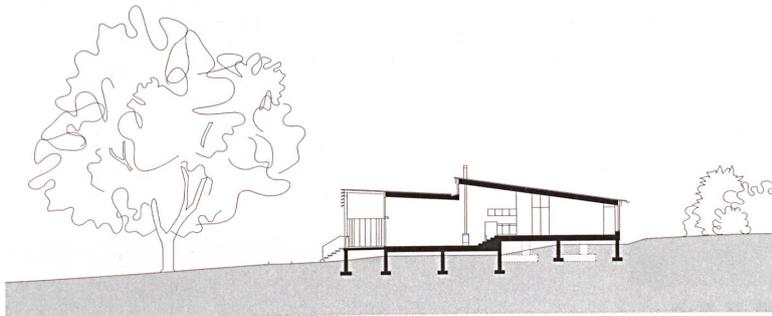
Eine Glaswand, ein Niveausprung und der Versatz des Pultdachs gliedern das Raumkontinuum.



Situation



Grundriss



Längsschnitt



Das Einzelne und das Ganze

Städtebauliche Qualitäten sind immer auch an politische Fragestellungen gebunden. Eine unter ihnen betrifft das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen. Sie ist für das Gefüge einer Gesellschaft ebenso bedeutend wie für die Architektur einer Stadt.

Zwischen seinen ersten beiden Wohnhäusern im zürcherischen Wald siehe Hochparterre 11/13 baute der Architekt Valentin Loewenberg ein drittes. Es bildet ein Zentrum, ohne eine Mitte zu beanspruchen. Das liegt auch am zentralen Walnussbaum, vor allem aber an der Gestalt des Gebäudes und seinem Verhältnis zu den Nachbarbauten. Eine markante Veranda stiftet einerseits gemeinschaftliche Grosszügigkeit und führt andererseits zu den vier privaten Atelierwohnungen. Diese bieten auf einer Gebäudegrundfläche von etwa 21 auf 21 Metern je einen Lebensraum von rund 82 Quadratmetern. Sie sind räumlich grosszügig, flexibel und gewähren einen starken Bezug zum Aussenraum.

Ohne das Raumkontinuum zu brechen, bewirken zwei Niveausprünge den nötigen Schutz gegenüber der Öffentlichkeit und gliedern ausserdem den Wohnraum. Als Pendant dazu gewährt der Versatz des Pultdachs Ausblick und Lichteinfall. Die Dachlinie, das Streifenfundament und die Erker prägen das markante Profil des Gebäudes. Sie bewirken eine visuelle Vergrösserung der Oberfläche und erhöhen die Wirkungskraft des eingeschossigen Pavillons. Gerade hierin zeigt sich die besondere Ökonomie des Entwurfs. Von der kleineren, also vor allem niedrigeren und gleichwohl ausdrucksstarken Gebäudefigur profitieren letztlich auch die umliegenden Bauten. Über den Leerraum, der zwischen ihnen verbunden bleibt oder teils auch über sie hinweg greifen kann, wird das ganze Quartier auf eine unscheinbare Art zusammengeschlossen: die drei Gebäude von Valentin Loewenberg, der Kranz von Neubauten anderer Architekten und sogar die alte Villa samt ihrer Nebengebäude am oberen Ende des ehemaligen Parks.

Dem Architekten ist eine Verdichtung gelungen, die städtebauliche Qualitäten schafft. Was zuvor eher nur Summe von Bestandteilen war, wirkt nun vermehrt als Ganzes. Erstaunlich und ermutigend ist, dass dafür nicht mehr als ein guter Einzelentwurf nötig ist – und vielleicht noch ein wunderbarer Walnussbaum. Georg Krüger,

Fotos: Douglas Mandry

Atelierwohnungen, 2017

Claridapark 6, Wald ZH

Bauherrschaft: Cinémma, Wald ZH

Architektur: Valentin Loewenberg, Zürich

Projektleitung: Andrea Waeger

Auftragsart: Direktauftrag (zweite Bauetappe)

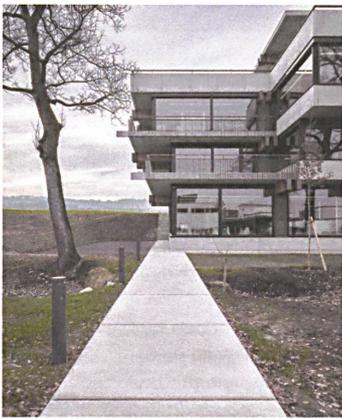
Bauleitung: Keller & Kuhn, Wald ZH

Projektentwicklung: Odinga Picononi Hagen, Zürich

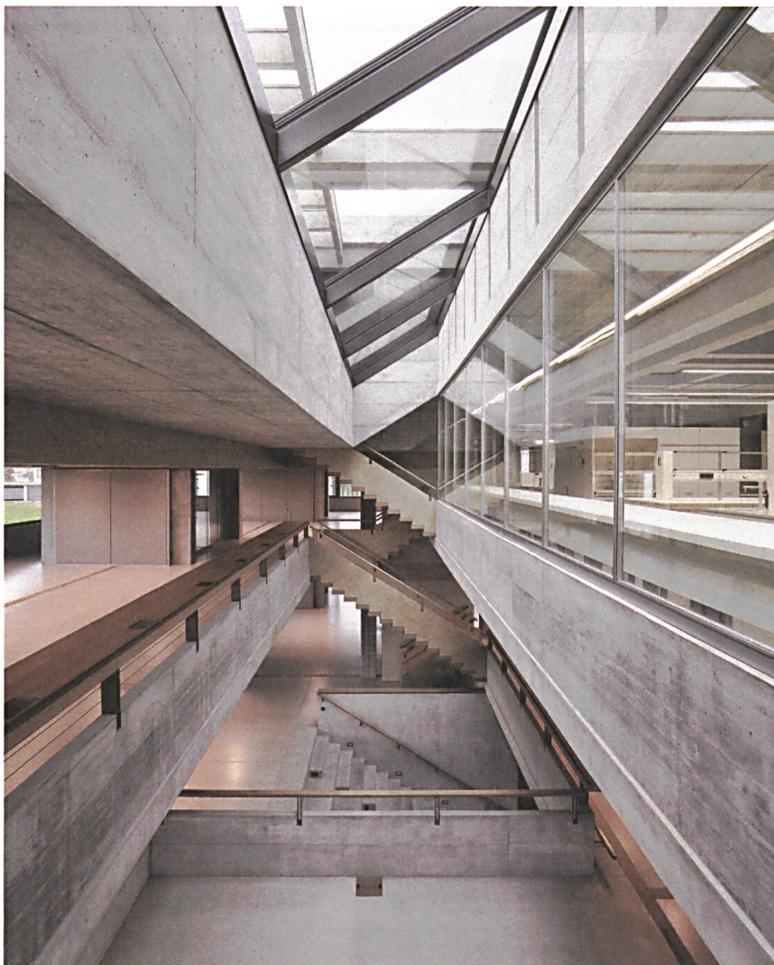
Landschaftsarchitektur: Hager Partner, Zürich

Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 1,79 Mio.

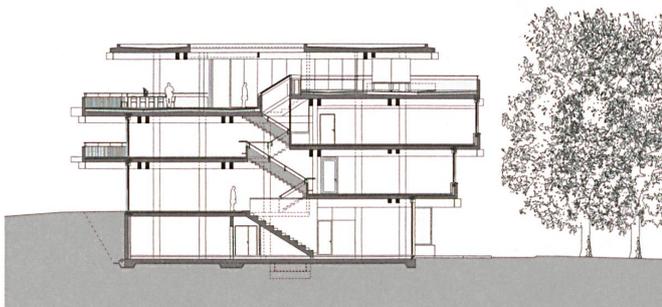
Baukosten (BKP 2/m³): Fr. 865.–



Keine Villa ...



... sondern ein Forschungshaus in Sempach Station: Gegeneinander versetzte Geschosse verschleiern deren Ausmasse.



Schnitt

0 5 10m

Haus ohne Räume

Hinter der schlichten Eingangstür gibt es weder Welcome-Desk noch Empfangsschalter. Ob dies tatsächlich der Haupteingang ist? Ein Zurück gibt es nicht, denn die Bühne ist bereits betreten. Eine breite Treppe, die gleichzeitig Arena ist, führt hoch in eine Arbeitswelt, in der leise Musik erklingt und kaum ein Ort dem anderen gleicht. Auf fünf Ebenen forschen Start-ups an neuen Produkten, um die Klebstoffszene aufzumischen. In einer Werkstatt ganz unten und in einem Labor im obersten Geschoss tüfteln Chemikerinnen und Ingenieure an der Umsetzung der Ideen. Dazwischen liegen das Garten-, das Eichen- und das Pilatus-Geschoss. Die Namen versprechen nicht zu viel. Die verschiedenen, ineinander übergehenden Ebenen nehmen Bezug auf die Umgebung. Täglich entscheiden die Mitarbeitenden aufs Neue, wo sie arbeiten. In der ruhigen Nische auf Höhe der Baumkronen? Oder am Tisch mit Aussicht über die Felder bis zum Pilatus? Wer gerne den Überblick behält, setzt sich an die Balustrade entlang des schmalen Lichtthofs.

Das Nolax-Haus ist ein grosser Raum. Mit einem Grossraumbüro hat es aber wenig gemein. Durch Höhenversätze geteilt, ist das Ausmass der Geschossfläche nicht auf einen Blick erkennbar. Dort, wo die unregelmässig angeordneten Betonstützen nahe beieinanderstehen, schirmen Funktionskörper einzelne Zonen ab. Die markanten Holzträger unter der Decke sind aus statischen Gründen unterschiedlich hoch und teilen den fließenden Raum in Kammern. Variierende Raumhöhen verändern den Intimitätsgrad der verschiedenen Bereiche zusätzlich. Die Holzträger, auf denen die Betondecke lastet, durchdringen die Fassade und ragen in den Aussenraum. Auch die Arbeitsplätze und Aufenthaltsbereiche dehnen sich im Sommer nach draussen aus.

Von Weitem betrachtet könnte es sich beim Haus mit den massiven Betonbrüstungen um eine grosse Villa aus den Siebzigerjahren handeln. Die zahlreichen Terrassen, die in die Landschaft ragen, sowie die hölzernen Träger und Treppen im Innern verleihen dem Gebäude einen wohnlichen Charakter. Genau das war die Absicht von Bauherrschaft und Architekt: kein Bürogebäude und kein ikonischer Firmensitz, sondern ein Haus, in dem sich die Mitarbeitenden wohl fühlen. Daniela Meyer, Fotos: Kuster Frey

Start-up-Labor Nolax, 2017

Neulandstrasse 1, Sempach Station LU
 Bauherrschaft: Nolax, Sempach Station
 Architektur und Generalplanung: Deon, Luzern
 Auftragsart: Direktauftrag nach Präqualifikation, 2013
 Bauleitung: CMBM, Rothenburg
 Tragwerk: Dr. Schwartz Consulting, Zug
 Konzeption Gebäudetechnik: Urs Rieder, Luzern
 Landschaftsarchitektur: Vogt, Zürich
 Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 16 Mio.

Ein Möbel für Hemd und Bluse

Am Kleiderbügel scheiden sich die Geister: Die einen empfinden das langsame Über-den-Stoff-Gleiten als meditativ, die andern einfach nur als lästig. Für die zweite Gruppe hat sich mit bügel-freien Stoffen und Hemdenservice zwar einiges getan, ganz ohne Bügeleisen funktioniert wohl aber kein Haushalt. Das Goldgerät unter den Bügelstationen liefert seit 38 Jahren die Schweizer Firma Laurastar. Sie integrierte als Erste einen professionellen Generator in ein gängiges Bügelbrett und machte so die Vorzüge der chemischen Reinigung für daheim nutzbar. Aus eigener Erfahrung: Wer nicht gerne glättet, macht es mit Laurastar lieber, da es einfacher von der Hand geht.

Weil die digitale Transformation auch vor der Hausarbeit nicht Halt macht, hat die Westschweizer Firma ihr System nun mit Bluetooth aufgerüstet und einem Redesign unterzogen. Damien Regamey, der sich nach sieben Jahren in der Agentur «Multiple Design» in La Chaux-de-Fonds und fünf Jahren bei der Möbelfabrik Reinhard in Sachseln selbstständig gemacht hat, überarbeitete das Gerät. Er hat die Formen weicher gezeichnet und die Volumen reduziert. So etwa das Fach, in dem sich das Bügeleisen noch heiss verstauen lässt. Um die Fläche während des Glättens zu vergrössern, lässt sich die Ablage des Bretts nach aussen klappen. Ziel war ein hochwertigeres Erscheinungsbild, um sich mit der Bügelstation «Smart U» einen hochpreisigen Markt erschliessen zu können. Daher auch die komplett schwarze Farbe: «Das Gerät soll damit näher an ein Möbelstück rücken, das die Nutzer auch mal im Raum stehenlassen, anstatt es nach getaner Arbeit sofort im Schrank zu verstauen», sagt Regamey. Weiter setzt er auf einen Materialmix und kombiniert den hochglänzenden Kunststoff des Wassertanks mit mattem Gummi der Ablage.

Weil das Bügeleisen nun mit Bluetooth funktioniert, erfasst es mit einem Sensor die Bewegungen beim Glätten und meldet dem Anwender mittels Video-Tutorial, wie sich diese optimieren lassen. Ein Teil dieser Hilfestellung findet sich auch auf dem Bezug: Die gestrichelten Linien in Lila, Hellblau und Türkis markieren, wo sich Hemden und Hosen platzieren lassen, um die Kleidungsstücke einheitlich zu falten. Lilia Glanzmann

Bügelstation «Laurastar Smart U», 2017

Design: Damien Regamey Industrial Design, Biel

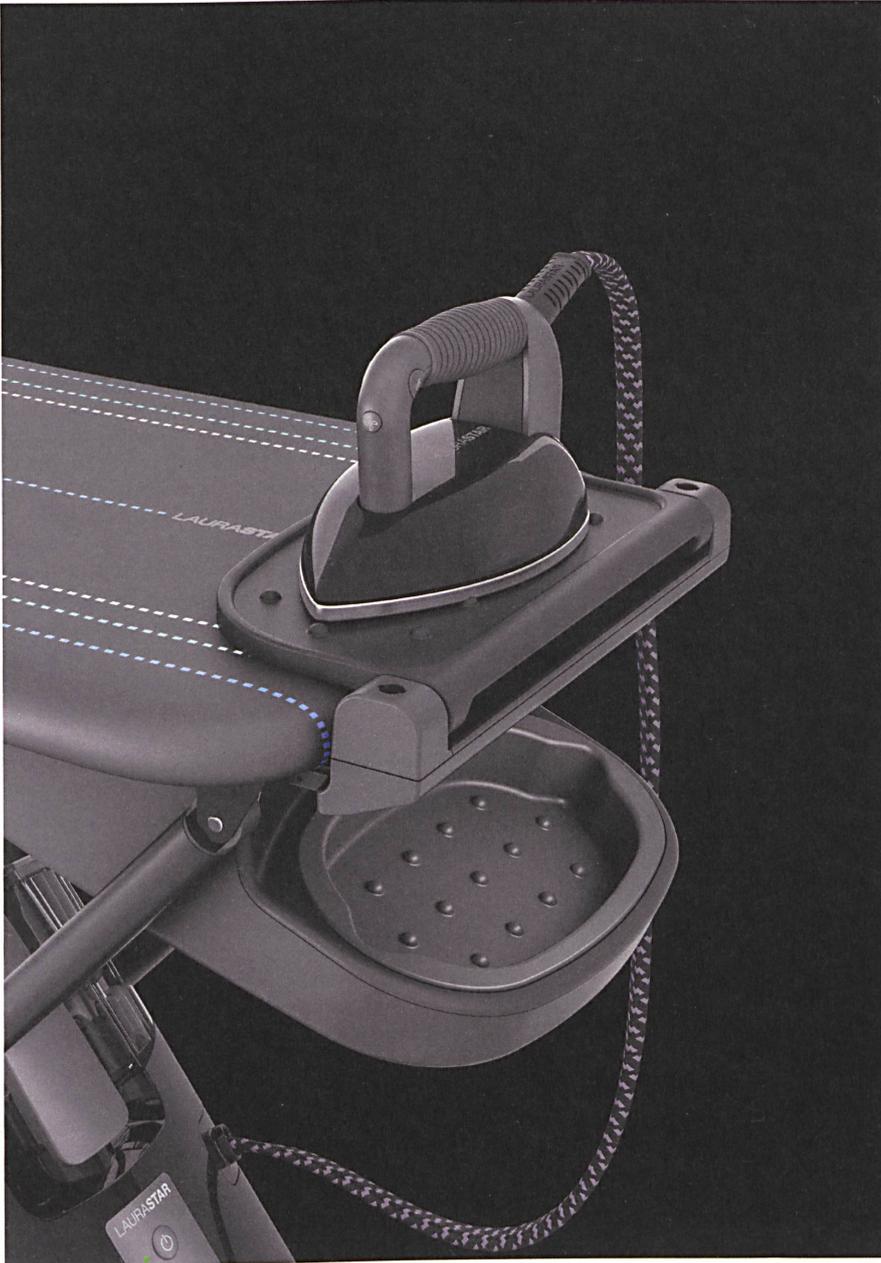
Produzent: Laurastar, Châtel-Saint-Denis

Material: pulverbeschichtetes Aluminium, spritzgegossener Kunststoff (ABS), Gummi, Textilbezug

Masse (zusammengeklappt): 132 x 42,4 x 21,8 cm

Gewicht: 19 kg

Preis: ab Fr. 1999.–



Damien Regamey hat das Bügelbrett «Laurastar» in Schwarz getaucht. So lässt man es auch mal länger stehen.



Im Hotel Beau Séjour geben die aufgefrischten Tapeten aus zurückliegenden Jahrzehnten den Ton an.



Daniel Hunzikers Möbellinie aus Vierkantstahl ist leicht und nimmt Bezug auf Metallarbeiten an der Hotelfassade.



Das kleinste Grandhotel Luzerns: «Beau Séjour».

Zimmerhüpfen

Das kleinste Grandhotel Luzerns: Damit wirbt das im Frühling wiedereröffnete Hotel Beau Séjour. Fast wäre es ein ordinäres Bed and Breakfast geworden, doch Besitzer Martin Kiener überlegte es sich anders. Mit Manuel Berger, der das Restaurant Drei Könige führt, fand er einen Pächter, der an die Hotellerie glaubt. In Walter Willimann fand Berger wiederum einen Geschäftspartner, der mithilfe, aus dem heruntergekommenen Gebäude ein besonderes Drei-Sterne-Hotel zu machen.

Eine viergeschossige Erweiterung machte 1905 aus zwei 1871 erbauten Wohngebäuden an der Haldenstrasse ein kleines Hotel, das zeitweise als Pension geführt wurde. Zwischen den Hotelpalästen konnte sich das Haus als eines der wenigen dieses Formats über Jahrzehnte halten. Seine Geschichte bildete denn auch den Ausgangspunkt für die unkonventionelle Neuausstattung. 28 Zimmer und Suiten, einen Ballsaal, ein Frühstückszimmer und eine Bar galt es aufzufrischen. «Wir hätten die Räume auf den historischen Kern zurückführen können», erklärt Manuel Berger. Doch damit wären die historischen Schichten verloren gegangen, die sich in der Form von abenteuerlichen Badezimmer-Einbauten, Parketten und Tapeten über Jahrzehnte hinweg in die Räume legten, Letztere von feinen Blumenmustern aus den Dreissigerjahren bis zu knalligen Dschungelmotiven aus den Siebzigern.

Statt mit Denkmalpflegern spannte Berger deshalb mit dem Designer Daniel Hunziker und der Künstlerin Nina Staehli zusammen, die für jedes Zimmer Werke realisierte. Dafür wurde sie unter anderem im Bestand des Hauses fündig: Kleiderstangen, alte Telefone oder Teile von Möbeln. Hunziker entwarf eine leicht wirkende Möbellinie und Leuchten. Aus Vierkantstahl gefertigt, nehmen sie formal Bezug auf die Metallarbeiten an der geschützten Fassade. Als Sessel, Nachttisch, Tisch- und Stehleuchten ergänzen sie die von den vorherigen Pächterinnen angekauften, massiven Hüsler-Betten in den Zimmern. Knapp kalkuliert waren Zeit und Kosten, Hunzikers Konzept reagiert darauf mit Entwürfen, die einfach zusammenzubauen und gut einzulagern sind. Die Bezugstoffe wählte er in einem zurückhaltenden Grau. Kombiniert werden die Möbel mit unifarbene Raumtextilien und den alten, mit wenigen Eingriffen aufgefrischten Badezimmern – in jeder Suite, jedem Zimmer anders. So kommt es, dass hinter jeder Türe, die sich öffnet, eine Überraschung wartet. Meret Ernst

Neuausstattung Hotel Beau Séjour
 Haldenstrasse 53, Luzern
 Gesamtleitung: Manuel Berger, Luzern
 Möbel: Daniel Hunziker, Zürich
 Kunstinstallationen: Nina Staehli, Luzern
 Umsetzung Möbel: Girsberger, Bützberg